

(Nachdruck verboten.)

100]

## Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen  
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Ehe Ragu schlafen ging, zündete er seine Pfeife an und gab in großen Umrissen ein Bild seiner Irrfahrten als wandernder Arbeiter, der sich, träge und genußsüchtig, gegen die Arbeit empörte. Er war eine der verdorbenen Früchte des Lohnflaventums, der Sklave, dessen höchster Traum es ist, den Herrn von seinem beneideten Plage herunterzustößen, bloß um diesen Platz selber einzunehmen und seinerseits die Kameraden auszujaugen. Für ihn gab es kein andres Glück, als ein großes Vermögen zu besitzen und in Genuß und Wohlleben zu schwelgen auf Kosten des Glends Tausender von armen Menschen. Und aufbrausend von Natur, dabei feige dem Herrn gegenüber, ein gewissenloser Arbeiter, ein Trunkenbold, der zu keiner ausdauernden Thätigkeit fähig war, war er von Werk statt, von Land zu Land gewandert, überall bald davongejagt, manchmal selber in plötzlicher sinnloser Aufwallung davongehend. Niemals hatte er einen Pfennig beiseite legen können, überall war er beim Glend zu Gaste gewesen, jedes neue Jahr hatte ihn tiefer sinken gesehen. Und als das Alter kam, war es wirklich ein Wunder, daß er nicht vor Hunger und Erschöpfung irgendwo im Straßengraben verendete. Bis an sein sechzigstes Jahr arbeitete er, konnte er, sich noch da und dort leichtere Beschäftigungen verschaffen. Dann kam er in ein Spital, mußte es nach einiger Zeit verlassen und wurde bald darauf in ein andres gebracht. Fünfzehn Jahre lebte er nun schon so zähe weiter, ohne recht zu wissen wie, sein Dasein vom Zufall des Tages fristend. Jetzt bettete er, fand da und dort in einem Hause ein Stück Brot zum Essen, ein Bund Stroh zum Schlafen. Bei alledem hatte sich nichts in ihm geändert, weder die verbissene Wut gegen alle, die es besser hatten, noch die gierige Sehnsucht, ein Herr zu sein und im Genuß zu leben.

„Aber,“ sagte Bonnaire, die zahllosen Fragen unterdrückend, die sich zu seinen Lippen drängten, „alle diese Länder müssen ja in Aufruhr sein. Hier ist es freilich sehr schnell gegangen, und wir haben einen Vorsprung vor den andren, wie ich weiß. Gleichwohl ist die ganze Welt in Vorwärtsbewegung begriffen, nicht wahr?“

„O ja,“ erwiderte Ragu in seiner geringschätzigen Weise, „sie schlagen sich herum, und bauen überall die Gesellschaft neu auf, was aber doch nicht hinderte, daß ich nichts zu essen hatte.“

In Deutschland, in England, und besonders in Amerika hatte er große Streiks, furchtbare Empörungen mitgemacht. In allen Ländern, in die ihn seine Trägheit und Unbeständigkeit verschlagen hatten, war er Zeuge gewaltfamer Ereignisse gewesen. Die letzten Königreiche stürzten, Republiken entstanden an ihrer Statt, Bündnisse zwischen benachbarten Völkern begannen die Grenzen verschwinden zu lassen. Es war wie die Umwälzung im Frühling, wenn das Eis zerbricht und unter den warmen Strahlen der Sonne in wenigen Tagen alles sprießt und ausblüht. Unverkennbar befand sich die ganze Menschheit im Zustande der Evolution, war endlich am Werke, das Reich des Glücks zu begründen. Aber er, der schlechte Arbeiter, der stets unzufriedene, gnußgierige Mensch, hatte nur gelitten unter diesen Katastrophen, die ihm, wie er mit verbissenem Grimm sagte, bloß Siebe und Wunden eingetragen hatten, ohne daß er je auch nur Gelegenheit gefunden hätte, den Keller eines Reichen zu plündern, um sich einmal nach Herzenslust volltrinken zu können. Heute, wo er ein alter Landstreicher, ein alter Bettler war, gab er keinen Pfifferling für ihr Reich des Friedens und der Gerechtigkeit! Damit bekam er seine zwanzig Jahre nicht wieder, damit konnte er nicht in einem Palaß wohnen, mit Sklaven zu seinen Befehlen, und dort in Jubel und Freuden bis ans Ende seiner Tage leben, wie die Könige, von denen die Bücher erzählen. Und er sprach mit grimmigem Spott von all der dummen Menschheit, die sich's so sauer werden ließ, ihren Urenkeln, den Bürgern des nächsten Jahrhunderts, ein schöneres

Gaus zu bauen, dessen sich die heute Lebenden nur in ihren Träumen erfreuen können.

„Diese Träume haben lange Zeit das Glück der Menschen ausgemacht,“ erwiderte Bonnaire ruhig. „Aber was Du sagst, ist nicht mehr wahr, heute steht das neue Haus fast vollständig fertig, und es ist sehr schön, sehr hell und fröhlich; ich werde es Dir morgen zeigen, und Du sollst sehen, ob es nicht ein Vergnügen ist, darin zu wohnen.“

Er erklärte ihm sodann, daß er ihn morgen an einem der vier großen Arbeitsfeste teilnehmen lassen werde, die am ersten Tage einer jeden Jahreszeit Beauclair mit Freude und Jubel erfüllten. Jedes dieser Feste hatte seine eignen, der Jahreszeit angemessenen Belustigungen. Und das von morgen, das Fest des Sommers, schmückte sich mit allen Blumen und Früchten der Erde, mit dem überquellenden Reichtum der Natur, mit der Pracht des tiefblauen, weitgespannten Himmels, an welchem die machtvolle Junifonne strahlte.

Ragu war in seine düstere Unruhe zurückversunken, in die geheime Furcht, in Beauclair den alten Traum vom socialen Glück verwirklicht zu sehen. Sollte er wirklich, nachdem er unter qualvollen Kämpfen so viele Länder durchstreift hatte, die in den Wehen der Geburt der künftigen Gesellschaftsordnung lagen, sollte er wirklich diese Gesellschaftsordnung hier fast vollständig ausgerichtet sein, in dieser Stadt, in seiner Heimat, die er infolge einer wahnsinnigen Mordthat hatte stehen müssen? Dieses so gierig überall gesuchte Glück, es war hier, bei ihm zu Hause, während seiner Abwesenheit geschaffen worden, und er war nur zurückgekehrt, um zu sehen, wie glücklich die andren waren, während es für ihn keine Freude mehr in diesem Leben geben konnte. Der Gedanke, daß er so durch eigene Schuld sein ganzes Dasein hoffnungslos verwüstet hatte, drückte ihn vollends nieder, und er trank schweigend, in finstern Bitten verloren, die Flasche Wein aus, die sein Wirt vor ihn hingestellt hatte. Als dann Bonnaire sich erhob, um ihn in sein Schlafzimmer zu führen, folgte er ihm schweren, müden Schrittes. Das Zimmer war sauber und freundlich, das Bett weiß und duftend, und der armselige Bettler fühlte diese brüderliche, freigebige, reichliche Gastfreundschaft wie eine schwere Last auf sich ruhen.

„Also schlaf wohl, Alter. Auf morgen früh!“

„Ja, auf morgen früh, wenn diese ganze verrückte Welt nicht während der Nacht zusammengestürzt ist.“

Bonnaire konnte jedoch, nachdem er sich ebenfalls zu Bett begeben hatte, nicht gleich einschlafen. Der Gedanke, mit welchen Absichten Ragu zurückgekehrt sein mochte, ließ ihm keine Ruhe und machte sein Herz beklommen. Zehnmal war er auf dem Sprunge gewesen, ihn direkt zu befragen, und hatte es wieder unterlassen, aus Furcht, einen gefährlichen Ausbruch herbeizuführen. Es war doch wohl das Beste, abzuwarten und dann nach den Umständen zu handeln. Er fürchtete irgend eine gewaltsame Scene, fürchtete, daß dieser herabgekommene Landstreicher, von Glend und Entbehrung toll gemacht, seine Heimat nur wieder aufgesucht hatte, um einen schrecklichen Skandal hervorzurufen, um Lucas und Josine zu beschimpfen, um vielleicht gar sein Verbrechen zu wiederholen! Er nahm sich daher fest vor, ihm morgen nicht einen Augenblick von der Seite zu weichen, ihn überall selber hinzu führen, damit er niemals allein sei. Zudem er übrigens beschloß, ihm alles zu zeigen, verfolgte er zugleich eine kluge Taktik; er hoffte, ihn durch den Anblick so großen Reichtums, so gewaltiger Macht zu lähmen, ihm das Bewußtsein einzulösen, wie wirkungslos und nutzlos dagegen die wüthende Auflehnung eines Einzelnen sei. Und mit dem Entschluß zu diesem letzten Kampfe für die Harmonie, den Frieden und das Glück aller schloß Bonnaire endlich ein.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr ertönten Trompetenfansaren und sandten ihren lauten, fröhlichen Ruf über die Dächer von Beauclair, um das Fest der Arbeit anzukündigen. Die Sonne stand schon, ein strahlendes, kraftvolles Gestirn, hoch an der herrlich blauen, unermeßlich weiten Wölbung des Junihimmels. Fenster öffneten sich, Grüns flogen über die Bäume hinweg von Haus zu Haus, die Volksseele der neuen Stadt erwachte fröhlich zum festlichen Tage. Und die Trompeten schmetterten immerzu und erweckten von Garten zu Garten lustiges Gelächter und helle Kinderstimmen.

Bonnaire fand, als er bei Ragu eintrat, diesen schon

Bereit. Er hatte im anstößenden Badezimmer ein Bad genommen und hatte anständige Kleider angezogen, die auf einem Stuhl für ihn bereitgelegt worden waren. Und der ausgeruhte, erfrischte, wohlgeleidete Ragù hatte seine alte Spottsucht wiedergefunden, war offenbar entschlossen, sich über alles lustig zu machen und keinen Fortschritt anzuerkennen. Als er seinen Wirt eintreten sah, zeigte er sein häßliches, beleidigendes und herabwürdigendes Lächeln.

„Hör' einmal, Alter, die schlagen ja einen schrecklichen Lärm mit ihren Trompeten, die Kerle! Das muß nicht sehr angenehm sein für Leute, die sich nicht gern plötzlich aufwecken lassen. Spielt man Euch jeden Morgen diese Musik auf in Eurer Kaserne?“

Der ehemalige Puddelmeister sah ihn lieber in dieser Laune. Er lächelte gemüthlich:

„O nein, diese lustige Rebeille wird nur an den Festtagen geblasen. An gewöhnlichen Tagen kann man lange schlafen, wenn man will, während überall tiefste Ruhe herrscht. Aber wenn das Leben schön ist, steht man zeitig auf, und nur die Kranken müssen zu ihrem Bedauern im Bett bleiben.“

Dann sagte er in seiner rücksichtsvollen Güte:

„Hast Du gut geschlafen? Hat es Dir an nichts gefehlt?“

Ragù bemühte sich wieder, unangenehm zu sein.

„O, ich schlafe überall gut. Seit Jahren schlafe ich nur noch in Heuschobern, und die sind besser wie das beste Bett. Ebenso ist es mit all den neuen Erfindungen, den Bädern mit kaltem und warmem Wasser, den elektrischen Heizungen, wo man nur einen Knopf zu drehen braucht, um warm zu haben — das ist ja alles recht angenehm, wenn man Eile hat. Sonst aber ist es viel gesünder, sich am Fluß zu waschen und sich an einem guten alten Ofen zu wärmen.“

Und als Bonnaire schwieg, setzte er hinzu:

„Ihr habt zu viel Wasser in Euren Häusern. Sie müssen feucht sein, glaube ich.“

O, welche unwürdige Schmähung des wohlthätigen, des unabläßig rein und frisch quellenden Wassers, das die Gesundheit, die Freude und die Kraft Beauclairs war, dessen Straßen und Gärten es in ewiger Jugend badete!

„Unser Wasser ist unser bester Freund, der gute Schutzgeist unsrer Stadt,“ sagte Bonnaire gelassen. „Du wirst es überall herborsprudeln und alles beriebseln und befruchten sehen. Komm, wir wollen jetzt frühstücken, und dann machen wir uns gleich auf den Weg.“

(Fortsetzung folgt.)

## Von „Theaterstück“.

(„Der böse Blick“ von Nani.)

In der vorliegenden Arbeit, die durch gefällige Vermittlung eines Herren Blick aus Italien eingeführt ist, findet man alle Eigenschaften des sogenannten Theaterstücks wie in einem Bouquet vereinigt. Sie behandelt einen dunklen Aberglauben, der in Neapel weite Kreise beherrscht — den Glauben an den bösen Blick. Der Blick gewisser Personen bringt Unheil, vor dem man sich am besten schützt, indem man den Zeigefinger und den kleinen Finger abwehrend vorstreckt. Der italienische Theatermann behauptet nun, daß dieser Aberglaube moderner Menschen unwürdig sei und hat damit zweifelsohne recht. Er behauptet ferner, daß ein solches Vorurteil zu den schlimmsten Ungerechtigkeiten gegen harmlose Menschen führen kann und spricht damit wiederum eine unantastbare Wahrheit aus. Man könnte nun wünschen, daß seine Behauptungen weniger unantastbar und dafür auch etwas weniger trivial wären. Offenbar aber will er uns um keinen Vorzug bringen, den die Theatraliker zu vergeben haben und so beschenkt er uns mit der trivialen These. Im Jahre 1901 den Glauben an den „bösen Blick“ als einen finsternen Aberglauben zu bezeichnen, das ist eine aufklärende Geistesstat, die eines Theatermannes durchaus unwürdig ist. So lange ein Gedanke einsam ist, hat er vor den Bühnenhandwerkern Ruhe. Sie brauchen für ihre Produkte ein volles Haus und ein solches läßt sich mit einsamen Gedanken nur schwer erzielen, ganz abgesehen davon, daß sie nie Bühnenhandwerker geworden wären, wenn sie die Fähigkeit hätten, einen einsamen Gedanken zu lieben. Erst, wenn ein Gedanke durchgeborngen ist, ja, eigentlich erst, wenn er schon wiederum im Sterben liegt, d. h. wenn er selbstverständlich geworden ist, beginnt er die Bühnenleseranten zu interessieren. Die Leute spekulieren auf die Menge und die Menge ist allerdings insofern bescheiden, als sie sich mit Dingen begnügt, die für die besseren Köpfe jedes Interesse verloren haben. Wenn in dem kleinste freimütigen Winkelblättchen wehmittige Artikel über die böse Bureaucratie ge-

slanden haben, kann „Flachsman als Erzieher“ einen Massenerfolg haben — wohl gemerkt nur, wenn er sich in keinem Punkt an der Banalität der Winkelblättchen versündigt, und das hat Otto Ernst ja — nicht ohne Geschick, vermieden. Sobald man die Frage auch nur eine Sekundierung ernster stellt, sobald man die Bureaucratie auf ihre Herkunft (sie ist hochgeboren) untersucht, stellen sich Bedenken ein und der breite Erfolg ist zum Zenfel. Der Sinn von „Flachsman als Erzieher“ ist etwa: die Bureaucratie ist ein Uebel und dieser Satz ringt mit dem mutigen Bekennnis, daß der Glaube an „den bösen Blick“ ein Aberglaube sei, allerdings um die Palme der Selbstverständlichkeit. Die These muß selbstverständlich sein — erste Bedingung des erfolgreichen Theaterstücks! Reicht der Wig, um den an sich selbstverständlichen Gedanken an einem überraschend erformenen Einzelfall zu zeigen, gehört der Mann bereits zu den besseren seines Genres und läuft leicht Gefahr, bei einem Teil seiner Stammgäste in Mißkredit zu geraten. Die meisten Theatermänner kennen diese Gefahr sehr gut und suchen sie zu vermeiden, was ihnen ohne sonderlichen Fleiß gelingt. Ohne Zweifel ist das Handwerk einer gewissen Feinheit fähig. Es sind nicht alle so banal wie Otto Ernst und der Verfasser des „bösen Blicks“. Von Trübe beispielsweise, bei dem man mitunter wirklich nicht weiß, wo das Handwerk aufhört und die Kunst anfängt, wollen wir in diesem Zusammenhang ganz schweigen. Im allgemeinen aber — und wir reden ja vom Genre, also von der Allgemeinheit — gehört die Trivialität zum Theaterstück, wie die Dugend-Photographien zur „Woche“.

Ohne Zweifel läßt sich ein Gesichtspunkt denken, unter dem der Glaube an den „bösen Blick“ menschlich und künstlerisch zu interessieren vermöchte. Wird er uns so ohne weiteres vor die Augen gestellt, sozusagen als ein ehrwürdiger Brauch der neapolitanischen Gesellschaft, berührt er am ehesten wie eine Kuriosität, und Kuriositäten haben mit der Kunst sehr wenig zu thun —, wenn unsterblich es auch nie begreifen werden. Etwas anderes wäre es, wenn wir den sumppigen Untergrund kennen lernten, der so angenehme Giftpflanzen treibt. Hätte uns der Italiener den gesellschaftlichen Hintergrund gezeigt, er hätte bereits etwas gesehen. Hätte er dazu noch den Zusammenhang zwischen jenem allgemeinen gesellschaftlichen Zustand und der besonderen Erscheinung des Aberglaubens gezeigt, dann hätte er viel getan, und wir wollten uns für den „bösen Blick“ interessieren, wie nur immer für das modernste Problem. Der Umstand, daß es sich um einen Aberglauben handelt, hätte dann der Dichtung unheimliche trübe, fladernde Farben leihen können. Und gerade die Kuriosität der Erscheinung hätte den historischen Hintergrund mit einer Art phantastischer Gewalt zum Bewußtsein bringen können. Es versieht sich am Ende, daß unser Theatermann den Weg nicht gegangen ist. Das einzige, was an seinem Stoff künstlerisches Interesse gehabt hätte, unterschlägt er — und er weiß wahrhaftig warum! Den allgemeinen Hintergrund, der dem Ganzen erst das Leben leiht, spart sich die Sorte immer. Dafür erzählt sie uns einen „Fall“, wie auch Herr Nani es thut, einen losgerissenen, sinnlosen vereinzelter Fall, der am liebsten so ausgehen muß, daß der Edelmut des Subitums auf seine Kosten kommt. In unserem Fall handelt es sich um einen Arzt, der nicht nur tüchtig ist, sondern sogar so tüchtig, daß er ein unsehbares Mittel gegen Diphtheritis gefunden hat. Daneben ist er opfermütig wie ein Heiliger und scheint während einer bössartigen Epidemie schließlich noch der einzige zu sein, der Widerstand leistet. Trotz alledem scheidet man ihm einen „bösen Blick“ zu, und es hat einen Augenblick den Anschein, als ob er sein losbares Leben durch Selbstmord beschließen würde. Er thut das schließlich aber doch nicht, rettet vielmehr durch sein Diphtheritismittel ein Kind, das von allen Ärzten aufgegeben war, überzeugt seine Umgebung von der Ungerechtigkeit des Aberglaubens und führt so nach mannigfachen Qualen die Braut heim. Wer danach also nach Neapel geht und in den Gedächtnis des „bösen Blicks“ kommt, kann sich den unangenehmen Folgen auf die leichteste Weise entziehen. Er erfinde einfach ein Mittel gegen Diphtheritis, nehme ein Kind, das hoffnungslos erkrankt ist und rette es. Ist er zufällig kein Mediziner, kann er ja das lenkbare Luftschiff fuden oder den Stein der Weisen oder ein Mittel, Dichter wie Herr Nani auf gefehlich erlaubte und schmerzlose Art zu beseltigen — in allen Fällen würde er die Bewunderung seiner Mitbürger erringen und von der Last des Aberglaubens befreit sein. Herr Nani sieht natürlich nicht, daß er sein Problem genau da verläßt, wo er es angefangen hat. Es gehört auch das zu den berechtigten Eigentümlichkeiten des Theaterstücks. Die Gedanken, die es vertritt, besagen nichts, und den willkürlich erfundenen Einzelfall, an dem sie demonstriert werden, besagt schließlich auch nichts. Am Ende darf man daraus die Folge ziehen, daß es nichts giebt, das so überflüssig wäre wie ein Theaterstück. Wenn uns jetzt ein Pessimist fragte, warum es denn so viele giebt, wüßten wir keine andre Antwort, als seinen Pessimismus zu teilen.

So ganz von nichts kommt nur schließlich aber auch nichts, nicht einmal ein Theatererfolg beim Böbel. Es ist zwar Bedingung, daß die Sache leer anfängt und leer ausgeht, aber unterwegs müssen doch einige Sensationen geschaffen werden. Wie die Dinge liegen, kann das auf ehrliche Weise nicht geschehen und so geschieht es eben auf unehrliche. Es hat im Sternberg-Prozess kein Mensch vor den Schranken gestanden, der so im Tiefsten unehrlich gewesen wäre wie ein richtiger Theatraliker. Das Wesen des Theaterstücks ist die

**Silge, die blanke Silge, daß etwas geschähe, während doch nichts geschieht und somit ist das Wesen des Theatralikers die Verlogenheit, welche Eigenschaft es ihm sehr erleichtert, die Form der Kunst zu benutzen und dabei die Kunst in jedem Atemzuge zu verraten. Er stiehlt seine Wirkungen einfach und fragt nicht viel danach, was seine „wirkungsvollen“ Szenen im Zusammenhange des Ganzen bedeuten. Herr Rani beispielsweise beschenkt uns mit einer Scene, in der bei Mondschein die kleine Tochter des Hauses stirbt, während man im Nebenzimmer versucht die große Tochter des Hauses zu vergewaltigen. Natürlich versucht man es nur. — Herr Rani kennt sein Publikum und weiß, warum er es beim Versuch bewenden läßt. Er reizt zwar die Phantasie der Zuschauer, aber er sorgt doch auch dafür, daß die Jungfernschaft erhalten bleibt. Man legt in der gegenwärtigen Welt so unendlich viel Gewicht auf die Jungfernschaft — zumal im Theater. Und ein Theaterstück wollte der Italiener ja schreiben — es wäre vergeblich, mit ihm über die Voraussetzungen seines Thuns zu rechten. —**

Erich Schläpfer.

## Kleines Feuilleton.

— **Der Schularzt.** Ein Fachmann plaudert in der in Berlin erscheinenden Wochenschrift für sociale Medizin „Medizinische Reform“: „Was machen Sie denn eigentlich in der Schule?“ oder „Hat man denn als Schularzt viel zu thun?“ — Diese und ähnliche Fragen werden von Kollegen und Laien oft an mich gerichtet. Um diese Frage beantworten zu können, müßte ich einen dieser Fragesteller bitten, mich einmal bei meinem gewöhnlichen Schulbesuch, vormittags 11 Uhr, zu begleiten.

Es ist die x. Gemeindegasse in der R.-Straße, ein stolzer Bau mit schön gegliedert, kostspieliger Front, großem, rings mit Säulen, Nischen, wildem Wein bepflanzt Hofe. Wir treten durch den breiten Thortweg ein, da steht rechts an der Wand: „Eingang für Knaben“, links: „Eingang für Mädchen“. Wir benutzen den ersteren, der uns bald zu einem bequemen Treppenaufgang und damit nach dem ersten, zweiten und dritten Stock — das ist die übliche Höhe der Berliner Schulhäuser — hinaufführt. Auf jedem Stock sehen wir einen langen Korridor und in diesem an der einen Seite eine Anzahl Thüren neben einander zu den nach der Straße zu gelegenen Klassen, an der Wand gegenüber noch ein paar Thüren, zu den nach dem Hofe zu, in Vorbauten angebrachten Klassen. Eine flüchtige Berechnung ergibt uns für die Knabenabteilung etwa 18 Klassen, die Klasse zu 50 Schülern angenommen, also etwa 900 Knaben, und Mädchen sind es ebensoviele, das macht also ohne Lehrer etwa 1800 Menschen, d. i. die Zahl der gesamten Bewohner einer mittleren Kreisstadt, welche in diesem einen Hause zusammen sind. Nach dieser Berechnung erscheinen uns nun allerdings Treppenaufgang und Korridore, welche die in einem Privathause wohl um 1/2 Meter in Breite übertreffen, nicht mehr so besonders großartig; und wenn wir erst das Gedränge und die Menschenmassen in der großen Pause nach dem Hofe zu bewegen, so denkt man unwillkürlich, was wohl geschähe, wenn einmal durch Feuer, Gasexplosion u. eine allgemeine Panik entstände.

Den ganzen Korridor entlang sind nun an beiden Seiten dicht aneinander Kleiderhaken angebracht, die mit Leberkleidern dicht behangen sind, daneben ein paar Schirmständer, in der Mitte ist ein Wasseranlaß mit Trimbekern, Seife, Handtuch, alles Bequemlichkeiten, die wir in der kleinen Stadt entbehren müßten, nicht zu vergessen auch noch die auf Anordnung hoher Regierung auf Treppenaufgängen, Korridoren — auch in den Schulzimmern — aufgestellten Spindknöpfe, in welche die Kinder hineinspucken sollen, und auch hineinspucken, wenn es ihnen einmal zu langweilig wird. Die Kleider auf den Korridoren hatten sich uns schon von weitem an dem Menschengeruch, den sie verbreiteten, bemerkbar gemacht, aber wir dachten dabei: Besser diese Ausdünstungen und Gerüche hier, als in den Klassenzimmern, wo sie in einzelnen Schulen noch untergebracht sind.

Einem Arzt, der auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt groß geworden ist, wo man solche Leberkleider bei Kindern im allgemeinen eben so wenig kennt, wie Unterkleider, muß sich beim Anblick aller dieser dicken, gefütterten Mäntel, Halstücher, dicken wollenen Mützen, Handschuhe, ohne welche hier auch das ärmste Kind im Winter in der Regel nicht ausgeht, noch mehr aber, wenn er bei den Untersuchungen nicht selten vier bis sieben wollene Kleidungsstücke über einander bei einem Kinde findet, noch ein anderer Gedanke aufdrängen, nämlich der, was für ein jammervolles, widerstandsloses Geschlecht wohl aus so verweichlichten Großstadtkindern hervorgehen mag, und er wird vielleicht die nächste Gelegenheit benutzen, um in einer Lehrer- oder Eltern-Versammlung einen Vortrag über Hautpflege und deren Gegenteil, Hautreiz und Reaktion, Hautausfall durch unnatürliche Kopf-Erwärmung u. zu halten.

Nun melden wir uns beim Rektor in dessen Sprechzimmer. Wir wünschen eine Klasse zu besuchen, in die der Rektor uns bereitwilligst hineinführt. Sie liegt im Parterre-Geschoß nach der Straße zu. Es ist inzwischen 11 1/2 Uhr geworden; die Kinder sind also nach der „Großen“, d. i. 1/4stündigen Pause wieder seit kurzem in der Klasse. Die Kinder sitzen in drei Reihen Bänken zu je 3 und 4 in einer Bank. Zwischen den einzelnen Bankreihen ist je ein

schmäler Gang. Zwischen dem Klassenlehrer und uns entspinnt sich nun folgendes Zwiegespräch:

Arzt: „Sie haben aber eine ganz schlechte Luft hier im Zimmer, Herr Lehrer, es war doch soeben große Pause.“

Lehrer: „Während der großen Pause sind alle Fenster offen. Gleich nach derselben ist dann die Luft besser, sind aber die Fenster nur kurze Zeit geschlossen, so wird die Luft sofort schlecht.“

Arzt: „Das machen wohl die vielen Kinder, wieviel sind es denn?“

Lehrer: „Ich habe 62.“

Arzt: „Dann haben Sie wohl die größte Klasse?“

Lehrer: „Herr C. hat auch 62, A. hat 63, B. 68 und J. E. sogar 76; vier Klassen zählen zwischen 55 und 60, die 6 übrigen haben weniger, nämlich nur 33 bis 49 Schüler; ähnlich ist's auch in den andern Schulen.“

Arzt: „Es ist erwiesen, daß schon 50 Kinder in einer Klasse stündlich dreimal soviel Luft verbrauchen, als das ganze Zimmer faßt. Welche Ventilations-Einrichtungen haben Sie denn, um die Luft im Verhältnis zum Verbrauch zu erneuern?“

Lehrer: „Besondere Ventilations-Einrichtungen haben wir so wenig wie die andern Schulen; wenn wir Luft haben wollen, müssen wir die Fenster öffnen.“

Arzt: „Dann müßten aber, weil doch dauernd und bei so vielen Menschen sehr schnell die Luft verbraucht wird, doch dauernd ein oder zwei Fensterflügel zur Lufterneuerung offen bleiben.“

Lehrer: „Das ist unmöglich, weil man alsdann wegen des Straßenlärms kein Wort hier verstehen würde. Sie hören, daß das Wagengerassel, das Surren und Klingeln der Straßenbahn schon bei geschlossenen Fenstern so stört, daß man oft schreien muß, um sich verständlich zu machen.“

Arzt: „Wie oft und wie lange öffnen Sie denn das Fenster?“

Lehrer: „Etwas gelüftet muß alle Augenblicke werden, weil es sonst nicht auszuhalten wäre; da aber nur die unteren Fensterflügel geöffnet werden können, beschweren sich im Winter die Kinder sofort über die kalte Luft, die sie dann überströmt.“

Arzt: „Kann denn nicht wenigstens in den Pausen gründlich gelüftet werden?“

Lehrer: „Außer zwei großen Pausen von 1/4 Stunde haben wir nur Pausen von fünf Minuten zwischen den einzelnen Stunden. Da in denselben die Kinder in der Klasse bleiben, können wegen der vielen schwächlichen Kinder die Fenster, wenigstens bei rauhem, kaltem Wetter, nicht offen bleiben.“

Arzt: „Und im Sommer?“

Lehrer: „Auch an den schwülsten Sommertagen können die Fenster wegen des Straßenlärms nicht offen bleiben, zudem ist die Straßenluft dann selbst oft mit Gerüchen und Staub überfüllt.“

Arzt: „Man sollte doch glauben, daß der ständige Aufenthalt in so schlechter Luft die Gesundheit der Kinder und Ihre eigene schwer schädigen müßte?“

Lehrer: „Die Gesundheitsheime der Kinder liegen hier. Sie ansehen aus denselben, daß unter den 62 Kindern 18 als hochgradig blutarm, meist auch gleichzeitig als schwächlich und zum Teil als strophulös bezeichnet und für die Ferientolonie vorgemerkt sind. Die leichteren und mittelstarken Fälle sind nicht berücksichtigt, wie Sie ein Bild auf die Klasse lehrte, weil sonst nur ein paar blieben, die nicht als blutarm zu bezeichnen wären. Weitere 12 Kinder haben stärkere Wucherungen im Nasenrachenraum, die der Arzt auch hauptsächlich auf die schlechte Luft zurückführte. Diese sind meist auch schwerhörig. Nicht erwähnt ist, daß in den späteren Schulstunden sehr oft Kinder wegen Schwindel, Kopfschmerz, Uebelkeit, Ohnmacht nach Hause geschickt werden müssen“ usw. —

— **Leibeigenepreise in Rußland.** Vor kurzem, am 40. Jahrestage der Veröffentlichung des Manifestes über die Bauernemanzipation, wurden in der „Zeitschr. f. Socialwissenschaft.“ Daten über die Preise von Leibeigenen im 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts mitgeteilt. Aus den Akten des Archäologischen Museums in Ssmolensk war unter andrem zu ersehen, daß im Jahre 1761 eine Witwe nebst Tochter für drei Rubel verkauft worden waren, 1771 wurde ein Mädchen für 5 Rubel verkauft, 1785 kostete ein Mädchen 7 Rubel, 1791 10 Rubel; zwei Mädchen wurden gleichzeitig für 25 Rubel losgeschlagen. 1803 erzielte ein Mädchen beim Verkauf 33 Rubel und 1821 350 Rubel. Die Preise für lebende Ware gingen also allmählich in die Höhe. 1732 wurden ein Bauer mit Frau und drei Kindern für 7 Rubel abgetreten. 1741 wurde ein Bauer mit Frau, Kindern und aller Habe für 10 Rubel verkauft; es handelte sich um einen entlaufenen Leibeigenen; solche Bauern wurden überhaupt billiger verkauft. 1754 wurde ein solcher Bauer nebst Familie usw. für 25 Rubel abgegeben. Auch Land konnte man damals sehr wohlfeil kaufen. 1795 wurde im Ssmolensker Kreise eine Dehntine Land für 5 Rubel verkauft. —

## Physiologisches.

— Die physiologischen Wirkungen des Marschierens sind unlängst von R. Bunk und Schumburg eingehend untersucht worden. Die „Mdn. Ztg.“ berichtet über die Ergebnisse dieser Untersuchungen: Die einzelnen Versuche wurden mit fünf Studirenden des Friedrich-Wilhelms-Instituts angestellt, die mit februarmäßiger Ausrüstung versehen worden waren. Es wurden bei diesen Versuchen gesunde, junge, aber im Marschieren ungeübte Leute ausgewählt. Was zunächst die Einwirkung des

Marschierens auf das Herz anbezieht, so ergab sich, daß bei längeren Marschen eine Zunahme der Belastung von 27 auf 32 Kilogramm deutlich schädigend wirkt; bei 31 Kilogramm Belastung entstand häufig Doppelschlagigkeit des Pulses; in 87 Prozent aller Fälle trat bei schwerer Belastung Verstärkung der Herz- und Leberdämpfung ein. Anstrengende Marsche unter Miteinwirkung von Gebirgsbelastung und Ermüdung erzeugen Verschlagung jedes einzelnen Atemzuges, Vergrößerung der Leber und der Dilatation des Herzens. Bei gesunden jungen Leuten sind diese Einwirkungen aber nicht von langer Dauer und die Dilatation schon abends oder am nächsten Morgen verschwunden. Durch Marsche, besonders bei kühlem und windigem Wetter, wird die Thätigkeit der Nieren angeregt; bei übermäßig anstrengenden, wenn auch nicht lange dauernden Marschen stellt sich Albuminurie ein. Was die geistigen Fähigkeiten anbelangt, so ergab sich, daß leichte Marsche erfrischend und anregend wirken, während nach sehr anstrengenden Marschen auch am nächsten Morgen noch eine psychische Reaktion deutlich nachzuweisen war. Die Untersuchung des Energieverbrauchs bei Belastung mit Gepäck ergab, daß derselbe durchschnittlich beim Gehen proportional der bewegten Masse zunimmt, daß jedoch die Art und Weise, wie die Last am Körper verteilt ist, einen großen Einfluß ausübt, so daß unter günstigen Umständen die Last mit merklich geringerem Kraftaufwand bewegt wird, als der eigene Körper im unbelasteten Zustand. Dieses Ergebnis ist von Wichtigkeit; die beiden Forscher haben Verfahren angegeben, nach denen man die Art und Weise der Anbringung der Last am Körper ermitteln kann, bei der der Marschierende das Minimum von Kraft aufzuwenden braucht. Was die Wärmeerzeugung anbelangt, so ist sie je nach der Belastung und der Marschgeschwindigkeit vier- bis fünfmal so groß als im Ruhezustand. Sie steht nicht in einer einfachen Beziehung zur Lufttemperatur in der Umgebung des Marschierenden; die Größe dieser Wärmeerzeugung bestimmt hauptsächlich die Größe der Schweißabsonderung. Aus allen Ergebnissen läßt sich schließen, daß eine leichte, poröse Kleidung die Marschfähigkeit in beträchtlichem Grade erhöht. Als interessante Thatsache ergab sich, daß Umstände, welche die Fortbewegung des Körpers hindern, wie z. B. Wundläusen der Füße, ähnlich wie Ermüdung wirken und eine gewaltige Steigerung des Kraftverbrauchs hervorruhen. Dies steht in völliger Uebereinstimmung mit den Erfahrungen bei Pferden mit Sehnen- und Gusscheiden. Durch fortschreitende Uebung wird nicht allein die durch Ermüdung bedingte Steigerung des Verbrauchs vermindert, sondern es kann sogar die Wirkung wachsender Belastung aufgehoben werden. Was die bei Marschen auf festen Wegen, in der Ebene und mit der Geschwindigkeit von 91 Meter in der Minute geleistete Arbeit anbelangt, so ergibt sich für deren Berechnung in Meterkilogrammen folgende einfache Regel: Man multipliciere das Gewicht des Marschierenden samt der von ihm getragenen Last mit der in Meter ausgedrückten Wegelänge und dividire das Produkt durch 12. Multipliciert man diese Zahl mit 7,5, so erhält man den Mehrverbrauch an Energie bezw. Nährstoffen in Grammkalorien während des Marsches im Vergleich zu einer gleich langen Zeit absoluter Ruhe. Diese aus den Beobachtungen abgeleiteten Zahlen stehen in guter Uebereinstimmung mit den theoretischen Berechnungen. —

#### Aus dem Tierreich.

— **Musizierende Käferlarven.** In den *Transactions of the Entomological Society of London* berichtet C. J. Gahan mancherlei Neues über musikalische Käfer und Käferlarven. Seine Untersuchungen bestätigten, wie der „Prometheus“ schreibt, Darwins Bemerkung, daß diese Tonapparate von wunderbarer Verschiedenheit in ihrer Lage am Körper sind, während ihr Bau gewöhnlich sehr einfach ist und in einer Folge erhabener Streifen (Riefen) besteht, auf welchen ein feilenartiges Feld oder ein raspelartiger Rand irgend eines benachbarten Teiles des Außenskelettes geigt oder spielt. In manchen Fällen ist das gestreifte Feld in gröbere und feinere Teile geschieden, so daß es scheint, als könnten dadurch höhere und tiefere Töne mit demselben Strich hervorgerufen werden. Die bestbekanntesten musikalischen Käfer sind wahrscheinlich die Wollkäfer, bei denen die bewegliche Vorderbrust mit ihrer scharfen inneren Randante über die Reibfläche des unter ihr liegenden Fortsatzes der Mittelbrust reibt, wobei kleinere Arten dieser Käfer Töne hervorbringen scheinen, die das menschliche Ohr nicht mehr vernimmt. Man sieht, sie musizieren, ohne einen Ton zu hören. Aber stridulierende Organe kommen auch am Kopfe, an den Beinen, Flügeldecken und am Hinterleibe der Käfer vor, wobei ein ähnliches Organ und in derselben Lage am Körper oft in weit von einander getrennten Familien auftritt. Obwohl solche Organe oft bei beiden Geschlechtern gleichmäßig entwickelt sind, neigt Gahan dazu, die geschlechtliche Zuchtwahllehre als die wahrscheinlichste Erklärung für ihre Entstehung gelten zu lassen. Die Wollkäfer musizieren aber augenscheinlich auch aus Angst, wenn man sie in die Hand nimmt. Besondere Beachtung verdient diese Theorie auch das Vorhandensein musikalischer Instrumente am Körper der Käferlarven, und noch mehr, daß sie bei unterirdisch lebenden Larven von Starabäiden, und bei Larven, die im Holze leben, wie diejenigen der Hirschkäfer (Lukamiden) und der nahe verwandten Passaliden, vorkommen. Bei diesen Larven liegen die rauhen Felder auf den Mittelbeinen und die Fiedelbögen an den Hinterbeinen, bei den Passalidenlarven, die u. a. im Zunderrohr leben, sind die Hinterbeine so reduziert, daß sie für alle anderen

Dienste als die musikalischen nutzlos sind. Man hat den Zweck dieser Musik darin gesucht, daß, wenn eine Anzahl von Larven neben einander in einem Stück Holz leben, es für jede von ihnen von Vorteil sein muß, im ungestörten Besitz seines Ganges zu bleiben. Eine Stridulation, die dahin zielt, die Eigentumsrechte jeder einzelnen dieser Larven an seinem Gange zu sichern, würde hier die allgemeine Harmonie befördern. Auch von den Schmetterlingen erwähnt Landois in seinem Buche über Tierstimmen mehrere musikalische Raupen, zum Beispiel die des Totenkopfes und verschiedener anderer Schwärmer, namentlich Smerinthus-Arten, aber auch von Spinnen (Saturnia-Arten), wobei die Töne hervorgebracht werden, wenn die Raupe beunruhigt wird. —

#### Aus dem Gebiete der Chemie.

— **Säurefeste Gefäße.** Ein Verfahren zur Herstellung von säurefesten Gefäßen und andern Körpern, welches in ihrer Tränkung mit Schwefel besteht, hat Dr. V. Finkelschtein kürzlich erfunden. Um eine möglichst weitgehende Durchtränkung des Steines und Ausfüllung seiner Poren mit Schwefel zu erreichen, trodnet man die fertig geformten Gegenstände, wie Gefäße, Platten, Bausteine usw., durch Erwärmen gut vor und bringt sie dann noch warm in ein Bad von geschmolzenem Schwefel, dessen Temperatur man allmählich annähernd bis zu seinem Siedepunkt steigert. Die Gegenstände werden in dem Bade gelassen, bis der Schwefel genügend tief eingedrungen ist. Nach dem Erkalten der Gegenstände sind die Poren des getränkten Materials infolge der Ausdehnung des erstarrenden Schwefels mit fester, erst über 100 Grad Celsius schmelzender, säurebeständiger Masse vollständig ausgefüllt, und die Härte und Festigkeit der so behandelten Gegenstände ist außerordentlich erhöht. Die mit Schwefel getränkten Gefäße sollen sich weit besser zur Aufnahme von Säuren eignen, als getheerte Sandsteinbehälter. Einzelne mit Schwefel behandelte Platten lassen sich mittels eines ebenfalls hoch erhitzten Gemisches von Schwefel und Sand leicht zu großen Behältern zusammensetzen, besonders wenn man die einzelnen Teile durch Falze und Ruten passend dafür herrichtet. Die mit Schwefel imprägnierten Cement- oder Sandsteinplatten wie auch Ziegelsteine können nach dem Erfinder wegen ihrer vollständigen Wasserdichtigkeit auch zu Isolierungen von Fundamenten und andern Mauerwerk gegen Grundwasser verwandt werden. —

(„Techn. Wsch.“)

#### Humoristisches.

— **Gerettet.** Frau: „Ich möchte mich gern erkundigen, Herr Sanitätsrat, was fehlt meinem Manne eigentlich?“  
 Arzt: „Ja, liebe Frau, da muß ich Sie auf das schlimmste vorbereiten. Bei Ihrem Manne sind Symptome aufgetreten, die auf ein sehr bösesartiges Leiden schließen lassen.“  
 Frau: „O Gott, Symptome hat er schon?! — was sind denn das, Symptome?“  
 Arzt: „Ich meine die sichtbaren Anzeichen, an denen wir Aerzte das Leiden erkennen. Bei Ihrem Manne zeigen sich rote, grüne, gelbe Flecken an den Händen, das ist außerordentlich beunruhigend.“  
 Frau: „Aber die Flecken hat er doch immer gehabt, er ist doch ein Färber!“  
 Arzt: „So? — ein Färber ist er? — Na da kann er von Glück sagen!“ —

— **Weiblich.** „Was willst Du eigentlich bei der Wahrsagerin? Du hast doch bereits Deinen Bräutigam?“  
 Braut: „Reicht Du, ich will ihn mir zur Sicherheit auch noch prophezeien lassen.“ —

(„Lust. Bl.“)

#### Notizen.

— **Schauspielhaus und Opernhaus** eröffnen am Sonnabend die neue Saison. „Agnes Bernauer“ wird an diesem Abend vom Schauspielhaus und die „Fledermaus“ vom Opernhaus gebracht werden. —

— „Im Coupé“, ein Einakter von Benno Jakobson, ist für das Residenz-Theater zur Aufführung erworben worden. —

— Der Sänger Eckhardt ist als Geldrentor auf fünf Jahre für das Opernhaus verpflichtet worden. —

— Ein explodierendes Meteor wurde am 17. August in Borghorst (Westfalen) beobachtet. Es erschien gegen 10<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr abends im Sternbilde des Adler und nahm seinen Weg in der Richtung auf das Sternbild der Schlange hin. Das Licht des Meteors war weiß und so stark, daß man kleinere Gegenstände wie bei Tage erkennen konnte. Zuletzt plägte das Meteor mit merkwürdlichem Knall. —

t. Die Seltenheit des Platin. Das Platin ist so außerordentlich knapp geworden, daß man in Rußland die Bestimmung getroffen hat, abgenutzte Münzen im Werte von 4<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Mill. Rubel, die aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammen und einen nicht unerheblichen Gehalt an Platin besitzen, zur Gewinnung dieses Edelmetalls einzuschmelzen. —